

## Liebe Leserinnen und Leser!

Eigentlich war es ein ganz normaler Nachmittag. Um Elisabeth herum sah alles aus wie immer. Die gleiche bräunlich karierte Tischdecke auf dem Tisch, das Trockengesteck zur Deko auf dem schweren, dunklen Büffet. Und doch war seit heute Morgen nichts mehr, wie es war. Ein einziger Satz hatte ihr ganzes Leben in sich zusammenstürzen lassen wie ein Kartenhaus. Sie hatte das Gefühl ins Bodenlose zu fallen. Als sie sich schließlich rührte, fiel ihr Blick auf den verstaubten Schuhkarton oben auf dem Schrank. Sie stand auf, griff danach. Er wog schwer in ihrer Hand, war er doch angefüllt mit den Schätzen eines ganzen Lebens: Alte Fotos in vergilbtem Schwarz-Weiß, Dokumente, Briefe, ein von unbeholfener Kinderhand gesäumtes Stofftaschentuch. Dazwischen entdeckte sie eine gerahmte Urkunde, handschriftlich ausgefüllt: „Zur Erinnerung an die Hl. Taufe.“ Sie konnte den handgeschriebenen Taufspruch nur mit Mühe entziffern: **„Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“** (Röm 8,26))

Wie konnte es sein, dass sie diesen Spruch völlig vergessen hatte? Dabei hätte er doch Leitvers ihres Lebens sein sollen. Sie wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte: Als ob in ihrem Leben alles immer gut gewesen wäre, „alles zum Besten gedient hätte“. Wahrlich nicht. Schnell legte sie die Urkunde beiseite, kramte weiter.

Diesmal zog sie ein altes Foto hervor - abgebildet das Landgut ihrer Familie in Ostpreußen. Herrlich war es dort gewesen, schöne Kindheitserinnerungen. Bis zum Krieg. Dann folgten die Vertreibung und Flucht. Ihre Mutter hatte nur das Notwendigste mitnehmen können, mitten im eisigen Winter Ostpreußens. Es folgte ein Neuanfang im Westen. Zu viert bekamen sie ein winziges Zimmer zugewiesen, im Dorf verlacht als „Müppen“, verspottet für ihren Akzent, ihre Religion, ihre Armut. In einer Zeit, in der alle nichts hatten, hatten sie gar nichts. Elisabeth seufzte bei der Erinnerung. Der Schmerz des Abschieds war schließlich verblasst, aber verschwunden, nein, verschwunden war er nie. Zwar war ihr dieses Dorf irgendwie und irgendwann zur Heimat geworden. Als Geburtsort ihres Mannes und vertrautes Zuhause ihrer Töchter wurde er schließlich auch Mittelpunkt ihres Lebens. Doch auch wenn sie Teil des Dorflebens geworden war – gelegentlich überkam sie noch immer eine tiefe Sehnsucht nach der Idylle ihrer Kindheit, nach dem Leben, das sie auch hätte führen können. Sie seufzte noch einmal und legte das Foto beiseite. Fast zufällig landete es auf der Urkunde mit dem Taufspruch. **„Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“**

Als Nächstes fiel ihr eine alte Postkarte aus Übersee in die Hände, an den Rändern schon brüchig, die Tinte verblasst. „Du fehlst mir“, stand da. „Ich sende dir Grüße und tausend Küsse“. Ach ja, eine der zahlreichen Karten ihres Ehemanns. „Sie gehen für zwei Jahre ins Ausland oder Sie verlieren Ihren Arbeitsplatz“, hatte man ihm in der Firma gesagt. Also ging er. Was blieb ihm auch anderes übrig. Er war immer stolz gewesen, dass es seine Frau nicht nötig hatte zu arbeiten und sich auf die Familie konzentrieren konnte. Und so brauchten sie sein Gehalt. Und er machte sich auf, ging für 24 Monate nach Amerika. Und ließ alles zurück: Zwei pubertäre Töchter, die gerade dabei waren, sich abzunabeln und die Geduldsgrenzen ihrer Mutter auszureizen. Einen pflege-bedürftigen Vater, für den sie nun allein verantwortlich war. Einen Freundeskreis, der ihn, entgegen aller Beteuerungen, leider schnell vergaß. Ließ schließlich sie selbst zurück, seine Ehefrau – die nun nur noch Hausfrau und Mutter war. Gelegentlich schickte er Briefe und Karten, voll von einer Sehnsucht, die sie beide durch diese Zeit tragen musste. Sie blieb hier. Plötzlich allein verantwortlich für Haus und Familie, für Finanzen und Planungen.

Plötzlich zurückgeworfen auf sich selbst. Sie erinnerte sich: In den ersten Wochen glaubte sie zu zerspringen vor Einsamkeit. Glaubte, dieses Gefühl würde sie von innen herausplatzen lassen, wenn es sich nicht Bahn brechen konnte in Tränenflüssen. Doch irgendwann wendete sich das Blatt. Statt nur die Leerstelle zu sehen, die ihr Mann hinterlassen hatte, erkannte sie die Freiheiten, die sich ihr nun auch boten. Zeit hatte sie mehr als genug und so begann sie, sich ehrenamtlich in der Kirche zu engagieren, bei den Landfrauen, beim Besuchsdienst im Krankenhaus. Sie genoss das Gefühl, gebraucht zu werden; liebte es, wenn jemand Danke sagte oder ihr zuflüsterte: „Ohne Sie wäre ich verloren.“ Manche dieser Freundschaften hielten bis heute. Menschen, die ihr Leben geteilt hatten: z. B. die verhaltene Freude über die Rückkehr des fremd gewordenen Ehemanns und die bodenlose Trauer über seinen plötzlichen Tod wenige Jahre danach. **„Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“**

Elisabeth griff nach einem weiteren Foto, diesmal eines, das neueren Datums war. Das Hochzeitsfoto ihrer jüngsten Tochter. So ein schöner Tag, so viele Hoffnungen, ein strahlend glückliches Paar. In kurzem, sehr kurzem Abstand die Geburt der Kinder, eine brünette Tochter, ein blonder Sohn. „Eine Familie wie aus der Werbung“, dachte sie bisweilen. Umso schmerzhafter dann die Erkenntnis, dass vieles davon nur Fassade gewesen war. Sie schloss die Augen. Als wäre es gestern gewesen, so gestochen scharf stand ihr dieses Bild vor Augen: Ihre Tochter und die beiden Kinder vor ihrer Tür. Alle drei mit verweinten Gesichtern. Alle drei auf der Suche nach einem neuen Zuhause, fündig geworden im alten Haus der Eltern in dem Elisabeth schon lange allein gelebt hatte. So füllte sich dieses Haus wieder mit Leben, mit Lärm und Chaos. Es wurde wieder trubelig, oft sogar zu sehr. In einem Alter, in dem andere Frauen nicht wussten, wie sie die Tage füllen sollten, hatte sie wahrlich mehr als genug zu tun. Doch für sie, die so stolz auf ihre geordneten Verhältnisse war, bedeutete es eine große Überwindung zu sagen: Meine Tochter ist alleinerziehend. Sie lebt wieder bei mir. Fast ein Jahrzehnt lang kochte sie als Oma das Mittagessen, nähte Flicker auf zerrissene Hosen, reparierte mittags die missglückten Strick-Produkte aus dem Textilunterricht, wurde Seelentrösterin und erste Ansprechpartnerin bei Liebeskummer und missratenen Vokabeltests. Mittlerweile lebten die drei schon längst nicht mehr hier. Sie führten ihr eigenes Leben. Aber der enge Kontakt, der über Jahre gewachsen war, blieb. Sie wusste, dass sie nach wie vor einen Ehrenplatz in ihren Herzen hatte. Das war diese Zeit wahrlich wert. **„Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“**

Es war längst dunkel geworden, als Elisabeth alle ihre Erinnerungen vor sich ausgebreitet hatte. Die kleine Tischlampe spendete warmes Licht. Ein paar Minuten saß sie regungslos, die Hände im Schoß. Sie schloss die Augen, hielt der plötzlichen Dunkelheit stand. Im Ohr hatte sie wieder die Stimme ihres Augenarztes beim Besuch heute Morgen: „Sie haben grünen Star im fortgeschrittenen Stadium. Es tut mir leid.“ Aus ihrer Handtasche zog sie schließlich ein sorgfältig gefaltetes Blatt: Informationen zur Behandlung des grünen Stars. Sie las über die Einschränkung der Sehfähigkeit, die Gefahr der Erblindung, über Behandlungsmethoden und Risiken. Fachwörter, die sie nicht kannte. Statistiken, die ihr nichts sagten. Schließlich legte Elisabeth auch dieses Blatt beiseite und griff noch einmal nach ihrer Taufurkunde: **„Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“** Mehr zu sich selbst als im Gebet sagte sie: „Ja, lieber Gott, es wäre schön, wenn das bei mir so wäre.“

Ihr Pfarrer

